

Der Papagei

Von Paul Bonhomme.

„Jetzt halt' ich es nicht mehr aus, Octavie, gib mir meinen Rod und Hut, ich gehe sofort zum Polizeikommissar.“

„Mit diesen Worten rief Maitre Galoubet, Advokat am Gerichtshofe zu Paris, am frühen Morgen in das Zimmer seiner Frau. Sein Gesicht war freudig, seine Augen blutunterlaufen, und seine Hände zitterten.“

„Hat man so was von einem Thier schon mal gesehen!“ rief er erbot. „Fünfundfünfzigmal, Du wohl — fünfmal habe ich wegen dieses verdamnten Papageis mein Plaidoyer von neuem angefangen, und ich kann nicht damit zu Stande kommen.“

„Aber, lieber Mann, beruhige Dich doch,“ bat Madame Galoubet, eine Dame, deren Körpergewicht mit dem einer Riesendame rivalisiren konnte, „reg dich doch nicht so auf, Du wirst Dir noch schaden.“

„Das ist mir egal,“ versetzte der Advokat im wüthenden Ton, „ich muß diesen Papagei los werden, oder ich richte ein Unglück an, ich erwürge das Vieh.“

In nervöser Erregung zog er seinen Rod an, knöpfte sich die Stiefel zu und stürzte nach der Thür.

Octavie folgte ihm mit unruhigen Augen und sagte, die Hände faltend: „Ich beschwöre Dich, Komm, mein Freund, beherrsche Dich vor dem Kommissar; laß Dich nicht von Deiner Wuth hinreißen.“

Ihre Tochter Honorine vereinigte ihre Bitten mit denen der Mutter, doch nichts half; der Anall der bestig jugendlichen Thier war die ganze Antwort des Advokaten, der häufig die Treppe hinuntereilte und den Weg nach dem Kommissariat einschlug.

Die Situation wurde thatsächlich unerträglich. Und Maitre Galoubet hatte, wie man zu sagen pflegt, sein einäugiges Pferd mit einem blinden Verkauf.

Als der Advokat den Boulevard St. Michel verließ, um nach der Rue de Gondé zu gehen, da hatte er gehofft, die lärmenden Studenten aufjage, das Trambahngeläute und den Lärm der durch die Straße strömenden Menschenmenge los zu sein; dafür hörte er jetzt jeden Augenblick auf dem Hofe, auf dem sein Arbeitszimmer lag, das schreie, beständige Krächzen eines Papageis, der seine Geduld auf die härteste Probe stellte und ihn zur Verzweiflung trieb.

Auf seine erste Klage hatten die Besitzer des Zotes, die Inhaber eines Schuhwaarenmagazins, mit einer einfachen Unerschämtheit geantwortet. Kurz darauf verlaufen sie allerdings ihr Geschäft, und Galoubet stieß einen Schrei der Erleichterung aus. Doch seine Freude war nur von kurzer Dauer. Der Papagei war mit dem ganzen Inventar verkauft worden, und die neuen Inhaber waren noch unerschämter als die vorigen: sie erklärten, wenn man 14,000 Franken Miete bezahle, so habe man auch das Recht, sich einen Papagei zu halten.

Von diesem Augenblick an war die Aera der Feindseligkeiten eröffnet, und der Advokat mußte zu den Behörden seine Zuflucht nehmen. Zum Glück kannte er das ganze Arsenal der Gesetzgebung. Wenn ihn sein Miethsvertrag auch zwang, die Nähe der unerschämten Schuhmachers noch mehrere Jahre zu ertragen, so sicherte ihm doch Paragraph 1719 des St.-G.-B. den friedlichen Genuß der von ihm gemietheten Dertlichkeiten. Darum hatte er sich im Vertrauen auf sein Recht, trotz der Proteste seiner Frau und seiner Tochter, zu dem Polizeikommissar begeben.

Seine Entschuldung aber war groß, als der Beamte ihm rundweg erklärte, daß er dem Uebel nicht abhelfen könne. „Schreit der Papagei vielleicht nach zehn Uhr Abends?“ fragte er.

„Das wohl nicht,“ versetzte der Advokat betroffen, „aber er hölt es von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends nach.“

Der Kommissar machte eine bedauernde Handbewegung.

„Ja, sobald das Geräusch im Innern des Hauses und vor zehn Uhr Abends vor sich geht, kann ich nichts dagegen thun,“ erklärte er.

Das Gesicht des Maitre Galoubet nahm abermals eine freudige Färbung an.

„Derr Kommissar,“ rief er, „dann muß ich mich an meinen Wirth halten, denn ich kenne auch das Gesetz. Und wenn ich durch einen vereidigten Gerichtsvollzieher feststellen lasse, daß dieser böshafte Vogel meine Ruhe stört und mich an meiner Arbeit hindert, so wird wohl der Wirth...“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte der Polizeikommissar, „in diesem Falle werden Sie sicherlich mit Erfolg klagen.“

„Nun denn,“ sagte Maitre Galoubet, sich erhebend, „ich gehe sofort zu einem Gerichtsvollzieher.“

„Das ist Ihr Recht.“

Der Advokat arühte, verließ das Kommissariat und begab sich zu dem nächsten Gerichtsvollzieher. Schnell setzte er diesem seinen Fall auseinander und bat ihn, so bald als möglich in seine Wohnung zu kommen.

„Gewöhnlich fragen die Papageien nicht viel nach den Gerichtsleuten, und der des Schuhmachers fragte den Teufel nach den Paragraphen des Gesetzbuches, als Maitre Galoubet nach Hause zurückkam.“

Die Musik des Zots, die sich aus den verschiedensten Tönen zusammensetzte und vom Pfeifen der Amsel, vom Quaken des Frosches, dem Wellen des

Hundes und den Tönen anderer Thiere etwas an sich hatte, konnte einem auf die Dauer wirklich auf die Nerven fallen. Fräulein Honorine hatte sich dabei heute schon eine heftige Migräne zugezogen.

„Na,“ fragte sie, ihrem Vater entgegengehend, „was hat der Kommissar gesagt?“

„Werden wir den Papagei los?“ fragte auch Frau Galoubet.

„Ja, meine Lieben, jawohl, wir werden dieses Thier los,“ erwiderte Maitre Galoubet und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Der Papagei wird auf Grund der Gesetze verschwinden.“

„Aber, das wäre ein wahres Glück!“ rief Madame Octavie.

„Wird der Kommissar selbst kommen?“ fragte ihre Tochter.

„Nein, mein Kind,“ erklärte der Vater, „aber ein Gerichtsvollzieher wird hierherkommen.“

„Ein Gerichtsvollzieher?“ rief das junge Mädchen entsetzt.

„Ja, ich komme eben von ihm, er wird mir den Dienst erweisen, den Lärm des Papageis von uns weg zu konstatiren.“

In demselben Augenblick klingelte es draußen heftig. Das Dienstmädchen öffnete, und einen Augenblick später erschien ein noch junger Mann, eine große, schlaffe, fast elegante Gestalt mit hochgedrehtem Schnurrbart.

Es war der Gerichtsvollzieher Kapinaur, der vor kurzem die Kanzlei seines Vaters übernommen hatte.

Nach kurzem Gruß verschwand der beiden Damen; Maitre Galoubet führte den Fremden in sein Arbeitszimmer und sagte zu ihm:

„So, verehrter Herr, Sie brauchen sich nur hierher zu setzen und den Lärm zu konstatiren.“

Der junge Beamte setzte sich, und Maitre Galoubet that desgleichen. Zwei Juristen gegen einen Papagei! Der Sieg mußte auf ihrer Seite bleiben. Aber merkwürdig, von dem Augenblick an, wo Herr Kapinaur die Schwelle des Rabinetts überschritten, schwebte der Zots. Er schien den Sturm geahnt zu haben, der über seinem Haupte schwebte. Der Hof lag in tiefem Schweigen da, das nur von dem Plätschern des Brennens unterbrochen wurde, wenn die Dienstmädchen aus dem Hause das Wasser holten. Etwas anderes zu konstatiren, war der Gerichtsvollzieher nicht in der Lage.

„Nur ein bißchen Geduld,“ grölte der Advokat, „Sie werden gleich hören.“

Er öffnete das Fenster und forderte den Gerichtsvollzieher auf, näherzutreten. Dann zeigte er mit dem Finger auf den am Fenster hängenden Käfig und Papageis und fragte:

„Sehen Sie ihn?“

Der Gerichtsvollzieher lehnte sich aus dem Fenster.

„Ja, ja, ich sehe ihn...“

Einige Augenblicke betrachteten die beiden Männer den Papagei, der sie überträgt mit seinen runden Augen anfaß, aber boshafterweise vollständig stumm blieb. Zeitweise wogte er sich sogar ein wenig auf seiner Stange hin und her, öffnete auch den Schnabel, ließ sich aber nicht den geringsten Laut entlocken.

Maitre Galoubet war wüthend.

„Das ist doch zu stark,“ knirschte er mit geballten Fäusten. „Man möchte glauben, er macht das absichtlich.“

„Ja, es ist wirklich merkwürdig; seit ich hier bin, ist er vollständig stumm.“

„Sie warten noch eine Weile,“ erwiderte der Papagei nicht den Schnabel.

Der Advokat schäumte, fluchte, wettelte; und der Gerichtsvollzieher mußte an sich halten, um nicht laut aufzulachen.

„Das ist teuflisch,“ rief Maitre Galoubet schließlich. „Er ist im Stande und macht den ganzen Tag nicht den Schnabel auf. Nun gut,“ fuhr er fort, „ich will Sie nicht länger zurückhalten. Ihre Augenblicke sind eben so kostbar, wie die meinen. Ich möchte Sie nur bitten, zu einer gelegenen Zeit wiederzukommen. Natürlich werde ich Ihnen jeden Ihrer Besuche bezahlen.“

Der Gerichtsvollzieher verneigte sich und erklärte sogar in liebenswürdigem Tone, man solle ihn nur benachrichtigen; sobald der Papagei seinen gewöhnlichen Lärm anstimmte, würde er sofort erscheinen.

„Geben Sie mir nur ein Zeichen, dann komme ich.“

Maitre Galoubet ließ sich das nicht zweimal sagen, und jeder Mensch in seiner Häuslichkeit, die Mutter, die Tochter, das Dienstmädchen, sogar der Portier, mußten sofort zu dem Gerichtsvollzieher laufen, sobald der Papagei den Schnabel öffnete. Bedauerlicherweise schien der Zots ein wahrhaft teuflisches Vergnügen daran zu finden, den Advokaten und den Gerichtsvollzieher zu foppen. Soß Herr Kapinaur in seiner Kanzlei, so freilich und piff der Papagei, daß das ganze Haus in Verzweiflung gerieth, kam er dagegen auf den Ruf des Dienstmädchens oder des Portiers atemlos herbeigestürzt, so versand das Thier in das tiefste Schweigen. Er wogte sich dann, ohne den Schnabel aufzumachen, auf seiner Stange, zur größten Verzweiflung des Advokaten, seiner Frau und seiner Tochter, die nicht mehr wußten, wie sie die Gefahr beschwören sollten, denn Maitre

Galoubet war nahe daran, den Verstand zu verlieren.

Da die Situation immer gespannter wurde, die Zahl der Besuche des Herrn Kapinaur zuweilends anstiehwoll, so machte Frau Galoubet ihrem Gatten den Vorschlag, den Gerichtsvollzieher doch zum Frühstück einzuladen. Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn der Papagei während der Mahlzeit nicht wenigstens ein paar mal schrie.

Der Gerichtsvollzieher nahm die Einladung mit größtem Danke an, aber unglücklicherweise fing es um die Zeit, als Herr Kapinaur kam, gerade zu regnen an, und die Besucher des Schuhwaarenmagazins holten den Papagei herein.

Zu den Gerichtskosten kamen auch noch die Kosten des Frühstücks, und Madame Galoubet mußte etwas Neues erfinden. Aber was? Man suchte. Jeder suchte, und Fräulein Honorine noch eifriger als die anderen. Ach, wenn sie dem Vogel doch nur eine vergiftete Pille, etwa mit Arsenik, beibringen könnte, selbst Peterfilie genügt schon; ja, sogar Berberis soll auf die Papageien schädlich wirken. Aber wie sollte sie diese Pille, dieses Arsenik, diesen Schierling, diese Peterfilie in den Käfig des Thieres schmuggeln? Und wenn sie dabei gefasst wurde, kam gewiß zu einem Prozeß, zu einer Schadenersatzklage wegen Tödtung eines Hausthieres. Sie wußte das, denn sie war ja die Tochter eines Advokaten.

„Darum, Herr Kapinaur, können Sie allein uns von diesem gräßlichen Tyrannen befreien,“ gekand sie dem jungen Gerichtsvollzieher, als dieser einige Tage später Madame Galoubet seine „Verdauungssäfte“ machte.

Als Fräulein Honorine dieses Wort mit ganz besonderer Heftigkeit und in lebendem Tone ausgesprochen hatte, versetzte Kapinaur galant: „Es gäbe vielleicht ein Mittel, das es mir ermöglicht, das Geschrei des Papageis zu hören.“

„Ein Mittel? Was für ein Mittel,“ — bitte, sagen Sie es schnell, schnell!“

Der junge Gerichtsvollzieher, der für die Reize des Fräulein Honorine offenbar nicht fühllos geblieben war, beobachtete ein kurzes Schweigen, drehte an seinem Schnurrbart und sah Madame Galoubet mit forschenden Blicken an.

„Ihre Frau Mutter und Ihr Herr Vater müßten mir gestatten, öfter hierher zu kommen,“ meinte er halb-laut.

„Aber Papa verlangt ja gar nichts Besseres, er wäre entzückt,“ rief das junge Mädchen naiv.

„Er vielleicht, aber Sie, mein Fräulein, würden Sie diese Meinung theilen? Ich wage es kaum zu hoffen.“

Fräulein Honorine, die seine Worte jetzt erst verstand, wurde roth bis über die kleinen Ohren.

„Aberdings war es nicht gerade ihr Traum, einen Gerichtsvollzieher zu heirathen, und als Maitre Galoubet, den seine Frau von der Schläge unterrichtet, sie bat, ihr Herz zu befragen, konnte Fräulein Honorine darin keine allzu lebhaftige Neigung für den jungen Mann, den man ihr vorschlug, entdecken.“

Aber Maitre Galoubet war so besetzt! Er grüßte die Segnungen des künftigen Friedens, wenn sein Schwiegersohn seinen schredlichsten Feind einmal „in flagranti“ erwischt, daß das reizende Kind sich räubern ließ.

Diese Heirath war die Rettung für ihn! Warum hatte er nicht früher daran gedacht?

„In meine Arme, mein lieber Herr Kapinaur,“ rief er, als er ihn wieder sah, „Sie bekommen meine Tochter, doch unter einer Bedingung.“

„Sie können sich auf mich verlassen,“ sagte der Gerichtsvollzieher glückstrahlend.

Drei Wochen später feierten die Galoubets mit einem großen Diner die Verlobung ihrer lieben Honorine. Wie groß war aber ihre Bestürzung, als man am nächsten Tage erfuhr, daß der Papagei gestorben war! Die Köchin von drüben hatte am Fenster Peterfilie geschmissen und aus Versehen einige Blätter in den Käfig fallen lassen, die der Zots sofort aufgenabbert hatte.

Es war seine Hentersmahlzeit gewesen.

Als praktischer Mann dachte Maitre Galoubet daran, die Verlobung wieder aufzuheben. Doch dem widersprach jetzt Fräulein Honorine, die in der Zwischenzeit die Vorzüge ihres Bräutigams näher kennen und schätzen gelernt hatte. Sie liebte ihn jetzt, und da sie nicht geneigt war, auf ihn zu verzichten, so ließ man den Dingen ihren Lauf.

Jetzt ist Fräulein Honorine schon seit mehreren Jahren Frau Kapinaur; sie ist die glücklichste Frau von der Welt, und gebekt noch oft dankbaren Herzens des Papageis, der ihr im wahren Sinne des Wortes ihren Gatten zugeführt hatte.

Bauernfänger.

Bauer (dem zum Karrenstiel im Cafe ein kleiner Tisch angewiesen wird): „Was, an dem Marmorischen sollen wir Stat spielen? Den schlagen wir ja beim ersten Grand taput!“

Math.

Nachtschwärmer (singt lärmend): „Gute Nacht, Du mein herzigestes Kind!“

Nachtmäher: „Na gut; zu halten Sie aber hübsch Ruhe, damit das „herzige Kind“ nicht wieder unterwacht.“

Der Zimmpudding.

Humoreste aus dem Holländischen von Canter.

Christine saß in ihrem hellrothen Morgenkleid im Wohnzimmer auf dem Sofa, Franz war eben fortgegangen, hatte die Thüre wüthend zugeschlagen... Sie hatten sich zum ersten Male nach ihrer Hochzeit getraut. Ein halbes Jahr lang hatten sie so reizend und so durch und durch zufrieden mit einander gelebt... Jetzt war das plötzlich anders... sie würde sich nie mehr glücklich fühlen... Sie blühte sich im Zimmer um. Die kalt war doch alles in solch einem jungen Haushalt, alles so neu, so glänzend genau so, als gehöre es einem gar nicht... wie wüthend Franz werden konnte... das hätte sie niemals gedacht. Wie schlecht und falsch waren doch alle Männer! Während ihrer Verlobung hatte er nie auch nur ein einziges hartes Wort zu ihr gesagt.

Christine lehnte sich in die Sophaende zurück und begann zu weinen. Und noch dazu wegen solcher Kleinigkeit. Ja, eine Kleinigkeit war es eigentlich doch nicht. Es war etwas, womit sie sich schon lange abgequält hatten... aber das aab Franz doch noch lange nicht das Recht, so aufzufahren. Sie war doch seine Frau... Wie war es doch gleich gewesen... Franz war ganz ruhig und vergnügt aufgestanden, hatte beim Frühstück das Morgenblatt gelesen, dies und jenes über die russischen Generale gesagt und dann so ganz obenhin gefragt: „Was essen wir heute Mittag, Christine?“

„Nun, wie immer.“

„Ja, das kann ich mir schon denken; aber was?“

„Nun, was wollen wir essen? — Nach Du das Menü.“

„Nein, das ist Deine Arbeit...“

„Kalbschnitzel und Kartoffeln und Erbsen aus der Büchse.“

„Schon wieder, Christine?“

„Nun, meinertwegen dann mal was anderes, sag' Du mal etwas.“

Christine, wir essen schon seit langer Zeit sehr schlecht. Jeden Tag dasselbe. Willst Du mir glauben, daß ich mich manchmal nach dem Refraktionsessen so früher sehne?“

„Nun, so geh doch in ein Refraktant...“

„Das ist keine Antwort, Christine. Sage lieber, daß Du das Menü mal ändern willst.“

„Ich ändere es jeden Tag. Aber es giebt kein Gemüße.“

„Dann bereite mal irgend etwas Gutes zu.“

„Das Essen ist jeden Mittag gut.“

„Wir haben nie irgend ein Extragericht. Nach' doch mal einen Pudding oder eine Torte oder eine Speise oder etwas Aehnliches...“

„Ich kann solchen Kram nicht zubereiten. Meine Mutter machte sich nichts daraus...“

„Und was Du „Kram“ nennst, das esse ich nun gerade gern, und das will ich auch auf meinem Tisch sehen. Was Deine Mutter gern oder nicht gern isst, das läßt mich kalt. Hier bin ich der Herr, und Deine Mutter ist es zu Hause.“

„Fahrt doch nicht gleich so auf, Du brauchst Mutter nicht zu beleidigen. Ich verbitte mir das, hörst Du wohl?“

„Und ich sage Dir, daß ich anderes Essen auf meinem Tisch sehen will, verbleibst Du mich? Sonst komme ich einfach überhaupt nicht mehr...“

Bei diesen Worten war Franz zum Hause hinausgerannt. Und da sah sie nun ganz allein und sehr betrübt. Wenn sie doch nur nicht so schnippisch geantwortet hätte! Über warum wurde er auch plötzlich so furchtbar wüthend? ... Sie hatte keine Ahnung, daß er so sein konnte... und dann ewig diese Bemerkungen über ihre Mutter... das konnte sie nun einmal in den Tod nicht leiden.

Als es später wurde und sie sich während des Staubwischens ein wenig beruhigt hatte, begann sie allmählich Reue zu empfinden. Franz hatte eigentlich nicht so ganz Unrecht. Sie konnte recht gut mal versuchen, irgend etwas zuzubereiten. Solche Kunst war das doch nicht. Mit einem Kochbuch würde es schon gehen. Aber dann würde Franz am Ende glauben, daß sie sich vor ihm fürchtete... und das durfte nicht sein. Alles aus Liebe, aber nichts aus Furcht oder Ehracht. Das lag nun einmal so in ihrem Charakter.

Sie ging in die Küche, nahm das Kochbuch vom Küchentisch und begann darin zu lesen. Allmählich vertiefte sie sich in ihre Letztere... Sie las erst die Einleitung, dann die Vorschriften für das Transziren, sah sich die Illustrationen an, auf denen gebedete Fische abgebildet waren... dann las sie das Kapitel über „Eier und deren Zubereitung.“ Sie sah mal an, da lernte sie was Neues. „Um das Schalen gebackter Eier zu erleichtern, wende man folgende Mittel an: Man lege die Eier sofort, nachdem man sie aus dem kochenden Wasser genommen, vorsichtig in kaltes Wasser und lasse sie darin einen Augenblick abkühlen. Alsdann wird man die Beobachtung machen, daß die Schale sich ganz leicht abblättern läßt...“

Das wollte sie sich merken. Franz hat so oft gebrummt, wenn sich sein Ei des Morgens so schwer schälen ließ. Sie las weiter „Apritofengelee, Kirschendrubel, Erdbeerpudding... es gefiel ihr alles nicht. Sie las wieder weiter... das stand eigentlich nichts Besonderes drin... wenn sie sich selbst mal was ausdachte! Franz sah so gerne Zimmpudding an, freute er sich immer eine dicke Lage

Zimmpudding... Wenn sie mal irgend eine Zimmpudding zubereitete. Schmecken konnte das nicht sein... Sie machte zum Beispiel einen gewöhnlichen Griespudding... das war leicht; und dann that man Zimmt in die Milch, bevor man die Milch hineingab... Man klopfte die Milch und den Zimmt gut durcheinander... das würde schon gehen... War noch Zimmt im Hause? Sie sah im Gewürzschrankchen nach... Nein... auf dem Herdfeuertisch? Ja, da lag noch eine kleine Dütte. Sie öffnete sie — sah das feine braune Pulver... richtig... es war gerade noch genug. Milch war auch da und Gries... Sie begann damit die Milch in einem kleinen offenen Topf auf's Feuer zu setzen und schüttete, als sie zu kochen begann, den Inhalt der kleinen Dütte hinein, legte den Deckel auf den Topf und ließ das Ganze ein paar Minuten durchkochen.

Nach einer halben Stunde war der Pudding in der Form. Sie hatte auch noch ein klein wenig Orangenschalenöl hineingeklopft und ein kleines Stückchen Vanille, um ihn zu überraschen. So konnte man nicht riechen, daß Zimmt darin war, und er würde es erst schmecken, wenn er von dem Pudding aß. Sie wollte ihn als Schokoladenpudding serviren. Er hatte ungefähr die gleiche hellbraune Farbe. Sie stellte die gefüllte irdene Puddingform in das kleine Schränkchen im Korridor... dort war es schon kühl... dann die Thüre angelegt und einen Stuhl davor gestellt... der Rache wegen... Nachmittags kam Franz nach Hause. Sie erwartete ihn schon an der Thür... Er war schon längst nicht mehr böse — hatte auf seinem Bureau die Sache schon bereut.

„Bist du mir nicht mehr böse, mein Liebling?“

„Bist Du denn nicht mehr böse, Franz? Du bistest eigentlich doch ein wenig Recht, weißt Du...“

Sie gingen zusammen hinein, während Pietje, das Dienstmädchen, das Essen servirte.

Als der Nachtisch kommen sollte, fragte sie: „Gnädige Frau, soll ich den Pudding ausfüllen, oder soll die „Frau“ es thun?“

Die „Frau“ war die Reinmachefrau, die jeden Dienstag und Donnerstag kam.

„Nein, ich werde es thun.“

Christine ging hinaus und nahm die Puddingform aus dem Schrank. Der Pudding war prackvoll steif und als sie ihn geschickt auf eine Schüssel gehiebt hatte, sah sie, daß er glänzend braun war.

„Tragen Sie ihn nur so hinein, aber vorsichtig, hören Sie wohl? Und dann die Sauce in dieser kleinen Schale.“

Christine ging hinein und wartete. Pietje folgte ihr alsbald und brachte den Pudding herein, den sie behutamt vor sich hertrug. Die „Frau“ reichte die Sauciere herein.

Als das Dienstmädchen hinausgegangen war, fragte Franz: „Schokoladenpudding, nicht wahr?“

„Nein, selbst schmecken,“ sagte Christine ladend.

„Ja, aber erst einen Ruch, hörst Du wohl, mein liebes, gutes Fräulein!“

Er küßte sie lange und innig. Dann steckte er einen silbernen Löffel in die Glatte, bebende Delikatess, legte ein Stück auf einen Teller und stellte ihn vor Christine hin. Darauf legte er sich selbst ein großes Stück auf.

„Siehst Du, danach habe ich mich nun gerade gelehnt...“

Sie hatte schon ein kleines Stückchen im Mund, schmeckte, erschrat... spuckte es aus.

„Es ist nicht, ist es nicht, Franz, es ist nicht zu essen.“

Franz, ungläubig, schmeckte nun selber, spuckte es aber auch sofort wieder aus.

„Was hast Du da bloß hineingegeben?“

„Zimmpudding,“ sagte Christine.

„Aber es ist so bitter wie Galle. Was kann denn sonst noch darin sein?“

„Zimmpudding, sonst nichts!“

Pietje wurde heringerufen.

Pietje, ist etwas mit dem Pudding gefahren?“

„Nein, gnädige Frau.“

Die „Frau“ wurde heringerufen, mußte den Pudding schmecken.

„Der schmeckt nach Tabak,“ sagte die Frau, „hat die gnädige Frau vielleicht die kleine Dütte vom Herd genommen?“

„Ja.“

„Ach so,“ sagte die Frau — „aber da war kein Zimmpudding. Wissen Sie, ich leide manchmal am Fluß, und in der kleinen Dütte war mein... Schnupftabak.“

Napoleons III. letzter Tag.

Kaiser Napoleon der Dritte besaß ein sehr werthvolles Stammbuch, in welchem sich ein großer Theil der europäischen Herrscher und die berühmtesten seiner Zeitgenossen eingeschrieben hatten, so auch Kaiser Friedrich und Moltke, als sie sich im Jahre 1856 am Hofe Napoleons befanden. Dieses ziemlich umfangreiche und kostbar ausgestattete Album befindet sich wohl noch heute im Besitze der Kaiserin Eugenie.

Im Jahre 1868, als die Fürstin Pauline von Metternich, Gattin des damaligen österreichischen Botschafters, bei der Kaiserin in den Zwillern weilte, unterbreitete Napoleon derselben sein Stammbuch mit einer bereits eingetauchten Feder und den Worten: „Sie fehlen noch immer, Fürstin.“

„In allen Wipfeln ist Ruh.“

Auf allen Gipfeln Spürest du kein Automobil.

Das Posthorn schmettert erhehend, langsam, doch lebend, kommt du an's Ziel.

Sorglos tustschirft du dahin.

Auf Bergen spürest du Non Benzin

Raum einen Hauch.

Die Luft ist rein auf Halde,

Warte nur, balde Stintt es hier auch.

Bitte, schreiben Sie, was Ihnen gerade einfällt — so etwas recht Prickelndes, wie man's von Madame Pauline gewohnt ist.“

„Darf es in der That nichts Ernstes sein, Eire?“ erwiderte die Fürstin lächelnd.

„Schreiben Sie, was Sie wollen. Aus Ihrer Feder geflossen, kann das Ernsteste nur geistreich klingen und wirken.“

„Sehr schmeichelhaft, Eire,“ erwiderte Fürstin Pauline, die Tochter des ungarischen Grafen Sandor. Und sie ergriff die hingehaltene Feder und schrieb folgende Worte in das Album: „Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!“

„Ah, ein deutscher Vers!“ sagte der Kaiser. „Wie sentimental das klingt! Ich weite, Fürstin, daß hätten Sie einen beliebigen Gebanten in Ihrer ungarischen Muttersprache zum Ausdruck gebracht, so würde er sicher weit flotter und lustiger klingen. Doppelt hält besser, Fürstin. — Darf ich Sie bitten, mir auch noch etwas in dieser so sympathisch klingenden Sprache zu schreiben?“

Und die Metternich schrieb noch zwei Zeilen in ungarischer Sprache, welche, in's Deutsche übertragen, lauteten:

„Blutigroth erglüht das Firmament, Und der Tag, er neigt sich!“

„So schließt ein herrliches Gedicht unseres unbegreiflichen Petöfi,“ sprach sie und legte die Feder aus der Hand.

„Wo haben Sie heute nur Ihren sonst so sprudelnden Humor gelassen, Fürstin?“ fragte Napoleon. „Seinen letzten Tag erlebt man früh genug.“

Zwei Jahre später, am Tage von Sedan, dachte der gestürzte und gefangene Kaiser an die Albumeinzeichnung der Fürstin Metternich, denn zu wiederholten Malen sagte er in Pausen, ohne Zusammenhang in dem mit seinem Adjutanten, Graf v. Senile, vorher geführten Gespräche, vor sich hin: „Lebe wohl, Glück — letzter Tag!“

Das ist historisch nach den Aufzeichnungen des Marquis de Salicet.

Als die Fürstin Metternich, welche sich dem so tief gebemühten Kaiserpaar als treue Freundin bewährte, im Jahre 1872 auf Besuch nach Giselshurst kam, da legte ihr der Erz-Kaiser, damals schon sehr leidend, wieder sein Album vor und sagte: „Es hat sich niemand seit jenem Tage, da Sie sich einzeichneten, in diesem Buche verewigt. Verehrte ich in Ihnen, Fürstin, nicht unseren guten Genius, der Gedante läge nahe, daß Sie eine köse Zauberin seien. Hier lesen Sie, Fürstin, was Sie damals eintrugen. Ich wünschte, Sie hätten damals besseren Humor entwickelt. Aber gefahren ist gefahren!“

Und Napoleon zeichnete drei große Kreuze auf den unteren Theil des Albumblattes, dann schlug er das Buch zu, und er hat nie mehr darin gebältert. Als aber einige Monate später, am 9. Januar 1873, die Todesstunde an den Verbannten herantrat, da hörte man zwischen seinen Frierbeeren die abgeriffenen Worte: „Lehtes Glück — letzter Tag — er neigt sich!“

Gefährliche Bahn.

Ein Zeitungsman, der Lord Brasen in Red Bank, N. J., traf, fragte den vornehmen Reisenden, ob er Furcht habe, auf amerikanischen Bahnen zu fahren.

„Oh nein,“ entgegnete Lord Brasen, „Eure merikanischen Bahnen tödten ja im Laufe des Jahres eine ganze Anzahl Menschen, aber wir müssen doch bedenken, daß sie eine beträchtliche Menge von Passagieren eine